

Einleitung

Die hier ausgeführten Gedanken beziehen sich auf eine im September 2017 gehaltene Einführungsrede im Rahmen der Ausstellung „Schrecklich Normal“¹. Es handelt sich um erweiterte Überlegungen zur Phänomenologie des Alltags mit seinen „normalen“ Erscheinungsformen bis hin zu seinen „Erscheinungsschrecken“². Damit spiele ich auf die phänomenologische Kompetenz an, die Menschen aufweisen, wenn sie Erscheinungen aus dem täglichen Leben zu deuten und einzuordnen versuchen. Sind es doch die Deutungszusammenhänge, die wesentlich für den ontologischen Topos und den Selbstbezug im sozialen Beziehungsgefüge sind. Es scheint ein existenzielles Bedürfnis zu sein, Vorgänge und Ereignisse im Sinne einer Selbstausslegung in den Lebenszusammenhang einzuordnen, weil dieses mit den jeweiligen Ordnungsvorstellungen und der eigenen Verortung in der Lebenswelt korrespondiert. Es geht hierbei um die Empfänglichkeit für Phänomene, die dem Individuum signalisieren, dass es ein Bewusstsein für seine Sinn- und Lebenszusammenhänge entwickeln kann: Eine *bewusste* Empfänglichkeit für das Sein und die Zeitlichkeit der Existenz, der lebensweltlichen Anwesenheit. Menschen sind als Anwesende gleichzeitig Vermittler zwischen sich und ihrer Welt: Sie wollen gesehen und gehört – wahrgenommen – werden. Wer in unserer Gesellschaft nicht wahrgenommen wird, scheint nicht zu existieren. Gerade in der digitalen Welt ist das Sich-zeigen, das persönliche Profil und die gesamte Selbstdarstellungsindustrie für viele ein Muss, um sich in den so genannten sozialen Medien zu behaupten. Was aber, wenn sich Menschen aus diesen Netzwerken ausklinken?

Das Bedürfnis nach Normalität und Stabilität und die in der Umwelt lauernde Unmittelbarkeit von Ereignissen befindet sich in ständigem Ringen um ein Gleichgewicht, das zwischen Individuen und der Welt aber nicht ohne Weiteres hergestellt werden kann. Menschen agieren und reagieren nicht synchron - ihr Denken, ihre Aufmerksamkeit, ihr Reflexions- oder Kontrollvermögen ist nicht immer im Lot. Die Fähigkeit der Vermittlung zwischen dem individuellen Befinden und den gesellschaftlichen Vorgängen wird auf die Probe gestellt, denn das Vermittelte muss in den Bewusstseinszusammenhang eingeordnet werden. Das heißt, Individuen setzen ihre bewusst gewordenen Inhalte als Setzende selber. Sie sind also nicht der Inhalt, sondern dessen Setzer. Der phänomenologische Zugang soll hier die Bewusstseinsinhalte möglichst frei von Vorannahmen und Vorurteile betrachten. Dieser befasst sich mit Auswirkungen von Phänomenen auf das Bewusstsein. Das ist aber kein einfaches Unterfangen, weil der Mensch - wie noch gezeigt werden soll - durch Bewusstseinsinhalte immer auf etwas bezogen oder gerichtet ist: Intentionalität ist als Bewusstsein zu fassen und steuert die Wahrnehmung (verstanden als Apperzeption) lebensweltlicher Vorgänge, sie wird verstärkt durch unser Handeln, unsere Sprache. Der Radar ist ausgerichtet auf das lebensweltliche Geschehen. Der Begriff der Intentionalität stammt aus der Phänomenologie Husserls, der neben Kierkegaard und Heidegger maßgebend für das phänomenologische Denken in der Philosophie des 20. Jahrhunderts war.

Deutungshorizonte

Der Tübinger Philosoph Walter Schulz³ hat das Erfordernis des Menschen herausgearbeitet, sich in bestehende Ordnungen einzufügen, die ihm in seiner Lebenswelt begegnen und ihm

1 Ausstellungseröffnung Stadtbibliothek Pfullingen am 21.09.2017: Künstler Klaus Tross (Texte) und Axel Standke (Graphiken): Schrecklich Normal, Kombination von Text und Illustration

2 Vgl. Karl-Heinz Bohrer: Jetzt – Geschichte meines Abenteuers mit der Phantasie, Berlin 2017

3 Vgl. Walter Schulz: Grundprobleme der Ethik, Pfullingen 1989

Struktur und Halt geben und ihm sagen, was sich gehört und was nicht. Dieses Erfordernis prägt nicht nur das gesellschaftlich erwartete Verhalten auf der Grundlage einer sich kulturell entwickelten Alltagsethik, sondern das Verständnis von Gesellschaft und Politik. Es geht dabei darum, herauszufinden, was im Horizont des sittlichen Gebarens gut und richtig ist oder was sich (nicht) gehört und sich sozusagen von selbst versteht. Es geht um den „gesunden Menschenverstand“. Maßgebliche Verhaltensweisen konstituieren den Zusammenhang einer Gemeinschaft oder Gruppe. Die in die Lebenswelt eingravierte Alltagsethik bildet den Horizont unseres Zusammenlebens und wirft – phänomenologisch betrachtet – aber auch eine Reihe von existenziellen Fragen auf, die sich zwar zeigen, aber nicht unbedingt gesehen werden (wollen). So setzt dieser Horizont unausgesprochen die Existenz der Welt voraus. Das ist eine Seite. Eine andere aber ist, dass unsere Ordnungsvorstellungen und unser Rechtsempfinden eben doch Gefahr laufen, in Frage gestellt, wenn nicht gar durchbrochen zu werden. Es kann sich in einem Akt der Plötzlichkeit etwas Überraschendes, Affektives, Verblüffendes, Unerwartetes und Unkontrolliertes oder im schlimmsten Fall etwas Schreckliches, nicht mehr Kontrollierbares, ereignen.

Unter diesem Gesichtspunkt nimmt die Tätigkeit des Deutens und Einordnens einen wichtigen Stellenwert ein. Ich würde sie als immanent bezeichnen, denn wir deuten eigentlich permanent vor uns hin, mehr oder weniger bewusst. Letztendlich ist es eine Frage der (selektiven) Wahrnehmung, wie viel Aufmerksamkeit den alltäglichen - oder nicht-alltäglichen, plötzlichen, gar schrecklichen - Phänomenen in der Lebenswelt gewidmet werden; wie nahe der Mensch diese an sich „heran lässt“, ob und wie er sie hinnimmt oder aufgreift. Da könnte es eine Kunst sein, dass er die für seine jeweilige Situation passendste Deutung herausfiltert, sich also für den Moment die „beste Bohne“ schnappt. Damit legen Individuen nicht nur eine günstige gedankliche Ausgangsposition fest, sondern modellieren auch ihre Auffassung von Welt beziehungsweise die Gabe, die Dinge im günstigsten Licht zu betrachten. Deshalb ist es auch nicht ungewöhnlich, dass Situationen mit anderen Menschen ein paar Stunden später noch einmal vor dem inneren Auge einspielt und korrigiert werden: *Hätte ich doch bloß statt dieses besser jenes gesagt* - und damit anders reagiert. Vor allem dann, wenn bei einem kommunikativen Gefecht der Kürzere gezogen wurde, kommt der passende Text leider erst danach zustande. Ein Disput wird dann in der Gedanken-Rhetorik zu unseren Gunsten entschieden! Dieses gedankliche Nachspiel kann als Puzzleteil der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit betrachtet werden. Vielleicht ist dies auch eine ontologische Finesse, die Menschen zur Selbstbehauptung oder –vergewisserung benötigen. Die „exzentrische Positionalität“⁴ soll nicht als bloße Zielscheibe erscheinen und als eine existenzielle Figur behauptet und bestätigt werden.

Phänomenologie als Erhellung

Nicht nur Edmund Husserl verdanken wir eine Phänomenologie, die zwischen dem subjektiven Bewusstseinsakt und dessen (intentionalem) Gerichtetsein auf ein Objekt unterscheidet. Sie kann als Methode betrachtet werden, um „sehen zu lernen“ bzw. um die Dinge so zu sehen wie sie sind bzw. wie sie existieren: Eben um Ontos beste Bohne zu finden.⁵ Sie ist

4 Dieser Begriff ist Hellmuth Plessner entlehnt und meint die Hineinsetzung des Menschen in seine Umwelt, zu der er ebenso in Kontakt treten kann wie zu sich selbst. Dabei geht es auch um Abstände, die er zu sich selbst oder zu seiner Umwelt hat oder herstellt. Menschen können bekanntlich auch „neben sich treten“ oder „zu sich kommen“. Tiere dagegen können das nicht.

5 Das Wortspiel „Ontos beste Bohne“ ist einem Werbeslogan der Kaffeewerbung aus den 1980er Jahren entlehnt: Damals hieß es „Onkos beste Bohne“.

dazu da, das Selbstverständliche verständlich zu machen, indem dieses enthüllt wird – zu den Sachen selbst! „Es sind die in der Lebenswelt herrschenden Selbstverständlichkeiten, die einem echten, begründeten Verstehen von Welt im Weg stehen...“⁶ Die ontologische Struktur des Selbstverständlichen wird gegenüber den subjektiven Sinnstrukturen, also den geläufigen Vorstellungen, wie Dinge um uns herum sind oder sein sollen, vernachlässigt. Phainómenon im Altgriechischen bedeutet ‚das Sichtbare‘. Von Interesse ist also die Sichtbarmachung von Dingen, die sich mehr oder weniger in der Lebensumgebung – oder aus der Lebenswelt heraus – in ihrer Eigentlichkeit und Sinnlichkeit zeigen. Dinge, die vielleicht so gar nicht vermutet oder erwartet wurden. Im Allgemeinen wird ‚Phänomen‘ mit dem Terminus ‚Erscheinung‘ übersetzt. Es handelt sich dabei um eine Art Alltagsepiphanie, die die Routinen und Gewohnheiten des Alltags zwar bestätigen, sich aber den rationalen Erklärungsrastern entziehen. So nimmt dieses Erscheinungsverständnis bisweilen religiöse Dimensionen an. Etwa, wenn gedacht wird, dass bei einem Ereignis Gott oder gar der Teufel seine Hand im Spiel gehabt haben muss.

Als Existenzialist interessiert mich nicht nur die Erscheinung, sondern jenes, was sich im Erscheinen selbst zeigt. Das „Erscheinen“ setzt laut Sartre „seinem Wesen nach jemanden voraus, dem etwas erscheint.“⁷ Wenn ich es also bin, dem etwas erscheint, kann ich nicht nur nach dem Wesen, sondern auch nach der Art und Weise des Sich-Zeigens fragen. Sieht es aus wie etwas Bestimmtes, ist es aber in Wirklichkeit etwas Anderes? Ich suche also nach dem Sichtbaren der Erscheinung und möchte ihre Sichtbarkeit erkennen.

Dazu ein plastisches Beispiel, das ich neulich in der Zeitung gefunden habe: Eine Frau, seit ein paar Jahren verwitwet, hegt und pflegt ihr Gemüsebeet, das sie mit ihrem verstorbenen Mann liebevoll angelegt hat. Eines Tages erntet sie Karotten. Als sie die krumm gewachsenen Exemplare von der Gartenerde befreit, entdeckt sie den Ehering ihres Mannes, der in eine der fingerdicken Karotten eingewachsen ist. Sie verspürt einen melancholischen Stich, aber auch Freude in ihrem einsam gewordenen Herz. Sofort tauchen die Bilder eines Frühjahrtages wieder auf, wo sie mit ihrem Mann den ganzen Abend damit verbrachte, seinen Ehering zu suchen. Geleitet von der Annahme, er habe den Ring bei der Gartenarbeit verloren, grub er am darauf folgenden Tag das komplette Gemüsebeet um – ohne Erfolg! Von diesem Tag an lebte das Paar im Bewusstsein, der Ring müsse sich noch irgendwo im Haus oder Garten befinden. Für den Mann war es, als ob er den Ring, der fast 50 Jahre Jahren den passenden Finger zierte, noch immer dort trage. Ein Phantomgefühl. Es war eine der vielen Geschichten, die das Seniorenpaar miteinander teilte. Als die Witwe, die ihren Ring immer noch am Finger trug, und der dort ähnlich eingewachsen schien wie der Karottenring, das Schmuckstück vom Gemüse befreite und in ihren kräftigen Händen hielt, war es, als ob ihr der Geist ihres Mannes erscheinen würde und er das Glück über das wieder Gefundene hier in der Küche in trauter Zweisamkeit mit ihr teilte. In der Aura des Ringes schien die ganze Lebensgeschichte, die das Paar miteinander erlebte, enthalten zu sein – der Ring als Fassung einer gemeinsamen Lebensstrecke. Ihr Name war darin eingraviert. Aber es war auch der Ring ohne den Mann, nicht mehr nur der Mann ohne Ring. Der Garten hatte den Ring für sich behalten und ihn vor den Eheleuten versteckt, es war ihnen nicht möglich, ihn wieder zu finden.

Was ist das Phänomenologische daran? Der Ring war abwesend und doch anwesend! Es brauchte offenbar die Karotte, um ihn wieder ans Licht zu bringen. Die Karotte hat die

⁶ Vgl. dazu Michael Eldred: Husserls Krisis: Fragen an die transzendente Phänomenologie, Internet, November 2017, Seite 7

⁷ Jean Paul Sarte, Das Sein und das Nichts, Hamburg 2016, Seite 10

Funktion eines Mediums, weil sie den Ring „überbringt“. Und der Ring zeigt der Witwe noch einmal (auf andere Weise?) das Leben, das sie gemeinsam mit ihrem Mann gelebt hat. So betrachtet handelt es sich hier um einen Akt der Erscheinung, der sich unabhängig von der Anwesenheit der Finderin oder von der Abwesenheit ihres Mannes zu vollziehen scheint. Die Finderin hat den Ring zwar bei der Ernte ausgegraben, diesen aber nicht (mehr) gesucht. Der Grabungszweck war die Gemüseernte. Sie wird diesen Akt als ein kleines Wunder auffassen! Diese Geschichte mag auch an die Ringparabel von Lessing erinnern, auch wenn es sich hier bei der Erbschaft anstatt um Ringe um einen Ehering handelt, der „echt“ war und der Träger nicht vor der Entscheidung stand, welcher Sohn nun seinen wertvollen Ring und damit das Fürstentum erhält: „Die Ringe wirken nur zurück? Und nicht nach außen? Jeder liebt sich selbst nur am meisten? – Oh so seid Ihr alle drei betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren.“⁸ Vielmehr manifestiert das Erscheinen des Ringes gleichsam dessen Existenz, aber auch die vergangene Existenz des Trägers. Und diese Manifestation der Existenz verweist wiederum mehr auf das Sein als auf eine Religion, das sich in Gestalt von Anwesenheit oder Abwesenheit eines Menschen oder eines Dings präsentiert: „Denn das Sein eines Existierenden ist genau das, als was es erscheint.“⁹ Und weiter: „Das Existierende ist Phänomen, das heißt, es zeigt sich selbst als organisierte Gesamtheit von Qualitäten an. Sich selbst und nicht sein Sein.“¹⁰ Phänomenologisch betrachtet ist das Sein also die Bedingung dafür, dass etwas enthüllt oder beleuchtet wird. Das Sein bedingt dann umgekehrt auch etwas Verlorenes oder Verschüttetes. Im dargestellten Beispiel, wie etwas Abwesendes plötzlich wieder anwesend sein kann.

Phänomenologischer Blick – Wie beobachten wir gesellschaftliche Entwicklungen?

Wenn die Phänomenologie auf die Ebene gesellschaftspolitischer Entwicklungen und Ereignisse ausgedehnt wird, können Deutungsmuster erweitert und mit zusätzlichen Perspektiven ausgestattet werden. Gerade im politischen Raum wird schnell nach einfachen Wahrheiten, nach Verantwortlichen oder Schuldigen gesucht. Diese Dynamik erfolgt meistens Partei- und Milieu übergreifend und spart hüben wie drüben oft an der gebotenen Differenzierung. Deswegen ist die differenzierte Beschäftigung mit sozialen Tatsachen, die für die Gesellschaft von Belang sind, zuweilen eine knifflige Angelegenheit - ihre Aspekte und Sichtweisen müssen wie ein Puzzle mit viel Geduld und Kombinationsgeschick kleinteilig zusammengesetzt werden. Es ist also keine einfache Angelegenheit, Vorgänge der sozialen Welt zu deuten, einzuschätzen oder zu erklären. Dies zeigt sich etwa in der qualitativen Sozialforschung und ihrer Methodendiskussion, wenn es darum geht, Lebenslagen¹¹ zu beschreiben und dabei Handlungsmuster bestimmter Milieus nachzuvollziehen. Oder herauszufinden, welche Gründe oder Motive diesen Mustern zugrunde liegen. Welche Erklärungen haben wir für die Dinge, die um uns herum passieren? Was haben gesellschaftliche Ereignisse oder Begebenheiten mit dem Einzelnen zu tun? Wie vermittelt die Einzelne sich und ihre Erklärungen in die Gesellschaft? Wie werden individuelle Erfahrungen gesellschaftsfähig oder vergesellschaftet? Welchen Impetus habe ich, wenn ich etwas sichtbar und fassbar machen möchte? Exemplarisch können hier Schreiber von Leserbriefen angeführt werden. Leserbriefe sind in der Regel eine Reaktion auf einen Text in einer Zeitung, die auf eine individuelle Wahrnehmung oder Erfah-

8 Zitiert nach G.E. Lessing: Nathan der Weise, Leipzig 1979, Seite 84

9 J.P. Sartre, Das Sein und das Nichts, Hamburg 2016, Seite 10

10 Ebenda: Seite 16

11 Vgl. Jürgen Strohmaier: Kinderreiche Familien – Reich sein durch Kinder?, Zweiter Reutlinger Lebenslagenbericht, 2012

rung als Anwohnerin, Gast, Besucherin, Autofahrer, Konsumentin oder Tourist usw. trifft. Leserbriefrubriken sind populäre Beteiligungsforen und ein Merkmal der Pressefreiheit, das auf die Wechselseitigkeit von Redakteur und Leserbriefschreiberin zielt. Wenn ich die obigen Fragen mit einbeziehe, ist der Inhalt des Leserbriefes mehr als nur eine Meinung zu einem Vorgang oder einem Ereignis. So können unterschiedliche Perspektiven, die sich auf ein Ereignis beziehen, auch zu unterschiedlichen Erklärungen führen. Es kann sich um ein Statement von mehr oder weniger distanzierter Beobachtern oder um die Auseinandersetzung von Akteuren mit ihrer Lebenswelt handeln.

So möchte ich an diesem Punkt Carolin Emcke, Trägerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels ins Gespräch bringen, die ihren phänomenologisch angelegten und politisch engagierten Journalismus mit der kritischen Analyse sozialer Ereignisse kombiniert. Sie gilt als eine sensible und analytische Beobachterin gesellschaftspolitischer Entwicklungen und deren soziologischen Rastern. In ihrem Buch ‚Gegen den Hass‘ arbeitet sie die Unterscheidung zwischen ‚sichtbar‘ und ‚unsichtbar‘ mit einer klaren und bestechenden Aufmerksamkeit heraus. Emcke zeigt uns die narrativen Formate unserer Wahrnehmungen von Erscheinungen im politischen, historischen und ideologisch überformten Alltag schonungslos auf. Sie gibt zu verstehen, dass unsere Wahrnehmungen so genannte Würfelwahrnehmungen sind. Bei ihrer Arbeit geht sie mit persönlicher Offenheit und Selbstbetrachtung vor. Etwa, indem sie sich mit dem Umgang mit Geflüchteten und die damit verbundenen „Alarm-Begriffe“ (Asylant, Mob usw.) auseinandersetzt¹²: „Mich interessiert das, was diese Menschen sagen und was sie tun, mich interessieren ihre Handlungen – insofern werden sie im Folgenden als diejenigen, die hassen, die brüllen, die protestieren, die diffamieren, benannt werden. Handlungen – anstatt Personen – zu betrachten und zu kritisieren eröffnet die Möglichkeit, dass sich diese Personen von ihren Handlungen auch distanzieren, dass sie sich ändern können.“¹³ Hier beschreibt Emcke also das Sichtbare, es ist eine phänomenologische, deskriptive Vorgehensweise: Sie schreibt hier nicht „rechte Hetzer, Nazis oder Rassisten“, sondern sie beschreibt was zu sehen ist (was aber nicht heißt, dass solche nicht anwesend waren). Weiter: „Diese Betrachtungsweise beurteilt nicht eine Person oder eine Gruppe, sondern das, was sie in einer konkreten Situation sagen und tun (und damit anrichten). Eine solche Betrachtung lässt zu, dass diese Personen in einer anderen Situation auch anders handeln könnten.“¹⁴ Freilich hatte die Ankommenssituation in Clausnitz etwas Zynisches, denn der Bus trug den Schriftzug „ReiseGenuss pur“. Auf der Homepage des Reiseunternehmens heißt es: „Verbringen Sie ihren Urlaub in fröhlicher Gesellschaft, treffen sie alte Bekannte oder lernen sie nette Leute kennen.“¹⁵ Carolin Emcke macht hier eine Erscheinung sichtbar, weil sie eine Situation, wie sie sich im Fluchtjahr 2016 nahezu täglich abspielt, detailliert beschreibt und die Handlungen aller Beteiligten heraus destilliert. Damit begibt sie sich in das Magnetfeld zwischen vermeintlicher Normalität und der latenten Schrecklichkeit, die scheinbar plötzlich und unerwartet aus- oder aufbricht. Und die mich zu der Frage führt, ob schreckliche Dinge, über die wir uns aufregen und empören, das Resultat einer sich ankündigenden Entwicklung sind oder ob es sich sozusagen um ein aus dem Nichts kommendes Ereignis handelt. Es geht Emcke um die Konfrontation des Schrecklichen mit dem Normalen und um die Perplexität der Beteiligten.

12 Zum Beispiel analysiert Emcke eine Ankommenssituation von Flüchtigen im Bus in Clausnitz. Diese medienwirksame Szene aus 2016 ist auch auf Youtube zu sehen. Vgl. Carolin Emcke, Gegen den Hass, Frankfurt/M 2016, Seite 45ff

13 Carolin Emcke, Gegen den Hass, Frankfurt/M 2016, Seite 50

14 Ebenda: Seite 50

15 Ebenda: Seite 52

Sie setzt den Imperativ eines sozialkritischen Journalismus, der es sich zur Aufgabe macht, menschenfeindliche Handlungen aus dem Verdeckten und Verborgenen zu holen und damit auch gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit an den Pranger zu stellen.

Ästhetische Perspektive - Ist das Schreckliche normal?

Zurück zur eingangs erwähnten Ausstellungseröffnung: Es ging um die beiden Künstler [Axel Standke](#) und Klaus Tross, die mit ihrem Ausstellungstitel „Schrecklich Normal“ ein Alltagsphänomen aufgreifen, das eher in den toten Winkel der Konsumgesellschaft abgeschoben wird: „Das Schreckliche des Normalen ist Verschweigen, Wegsehen, kollektives Verleugnen.“¹⁶ Mit den Texten von Tross und den Illustrationen von Standke, die sich wechselseitig aufeinander beziehen, wird das Herz der Erscheinungen abgehört und auf Phänomene verwiesen, die kaum Beachtung finden, weil sie in der trügerischen Selbstverständlichkeit unseres Alltags gefangen bleiben. Sie verbinden damit individuelle wie kollektive Erfahrungen von Verlust, Melancholie, Mitleid, Einsamkeit und Gerechtigkeit. Aber auch Erfahrungen mit Überheblichkeit, Narzismus, Naturkatastrophen, Kommunikationsterror, Umweltverschmutzung oder Rassismus.

Sie offenbaren und kontrastieren in Bild und Text, wie hinter den Tapeten der Selbstgerechtigkeit und den Fassaden der Mittelmäßigkeit das Schreckliche und Hässliche lauern kann: So ragt aus einer aufgerollten Fischdose eine Haifischflosse oder es versinkt ein Dampfer in einem Weinglas.¹⁷ Schrecklich normal: Zwei Adjektive mit unterschiedlicher Konnotation werden nebeneinander gestellt, es gibt kein ‚und‘, kein ‚oder‘, kein ‚ist‘ zwischen diesen beiden Wörtern. Normalität und Schrecken liegen hier so nahe beieinander, dass nichts mehr dazwischen passt. Und so verweist das fehlende Bindeglied auf zwei phänomenologische Herausforderungen par excellence. Normalität kann ebenso schwer beschreibbar sein wie der Schrecken, der durch etwas Plötzliches und Unerwartetes ausgelöst wird. Mit ‚schrecklich‘ meinen wir furchtbar oder schlimm. Schrecken bedeutet aufspringen, die Heuschrecke springt aus uns heraus. Sie ist nicht nur weiblich, sondern auch männlich. Wenn wir erschrecken, müssen wir den Affekt des Schreckens schon ins uns tragen. Wir sind „von Natur aus“ erschreckbar. Das Erschrecken ist eine Reaktion auf die Plötzlichkeit in einer Situation der vermeintlichen Sicherheit oder Selbstverständlichkeit.

Aber was heißt ‚normal‘? Es bedeutet das allgemein Übliche, das Genormte und sozial Festgelegte, das Gerahmte. Gemeint ist das Selbstverständliche. Normalität ist in gewisser Weise beruhigend und es wird nicht weiter über sie nachgedacht. Zur Normalität gesellt sich aber noch die Normativität: Sie legt die Richtschnur fest und enthält die ungeschriebenen Gesetze (im Gegensatz zu Staatsgesetzen) und prägt die praktische Vernunft. Normativität bestimmt was normal sein soll, sie ist behauptete Normalität! Normatives strukturiert unsere Alltagsethik. Es geht wesentlich darum, wie etwas sein soll – im Unterschied dazu, wie etwas tatsächlich ist. Es geht um das Regelhafte, z.B. sollten Verkehrsregeln wie *Rechts vor Links* eingehalten werden. Wer von Regeln abweicht, stellt diese gleichzeitig in Frage und muss mit Zurechtweisung oder Disziplinierung rechnen. Rasen betreten verboten! Dazu noch mal Sartre: „Nicht nach Betrachtung der moralischen Werte sind die Bürger, die sich selbst ‚anständige Leute‘ nennen, anständig: sondern sie sind seit ihrem Auftauchen in der Welt in ein Verhalten geworfen, dessen Sinn die Anständigkeit ist. So gewinnt die Anständigkeit ein Sein,

¹⁶ Vgl. dazu das Kunstbuch von Axel Standke und Klaus Tross: *Schrecklich Normal*, Pfullingen 2017

¹⁷ Mir fallen dazu auch Bilder von ausufernden Faschingsveranstaltungen oder überbordenden Oktoberfesten ein, die zweifellos zur Charakteristik einer missverstandenen Tradition im süddeutschen Raum gehören.

sie wird nicht in Frage gestellt; die Werte sind auf meinem Weg gestreut als tausend kleine reale Aufforderungen, ähnlich den Schildern, die verbieten, den Rasen zu betreten.“¹⁸ Normalität und Schrecken, so könnte man den ästhetischen Zugang von Tross und Standke verstehen, stehen in einer dialektischen Beziehung zueinander. Diese Beziehung artikuliert sich als Phänomen einer unberechenbaren Wirklichkeit, die uns zwingt, im Affekt zu handeln. Es geht um die Dialektik von Macht und Ohnmacht, Sprache und Sprachlosigkeit, Rationalität und Irrationalität, Chaos und Ordnung: Ja, um Leben und Tod! Wenn ich mir die Terroranschläge in Paris, London, Nizza, Berlin, München, Brüssel oder Barcelona vergegenwärtige, stellt sich die Frage: Ist das Schreckliche mittlerweile so normal, dass Normalität im phänomenologischen Sinne die Voraussetzung für den Schrecken erst schafft? Unterliegen die Staaten der Barbarei des Zufalls? Oder geht das Normale mit dem Schrecklichen etwa einen diabolischen Pakt ein?

Die Plötzlichkeit des Schreckens: Amokschützen, Sprengstoffattentäter, Beziehungstäter, die den öffentlichen Raum zum Richtplatz und zur Hochrisikozone machen. Wenn der Rahmen unserer Normalität vor unseren Augen gesprengt wird, hat die Plötzlichkeit zugeschlagen. Wir trauen unseren Augen nicht. Die Momente der Fassungslosigkeit werden unterlegt mit privaten Videos - live -, die einerseits Unmittelbarkeit des Geschehens dokumentieren, andererseits aber die Hilflosigkeit und den Voyeurismus der Gesellschaft abbilden, Schrecken wird ästhetisiert. Die einen filmen, die anderen sterben – die einen filmen wie die anderen sterben. Das ist zynisch. Jetzt ist schon wieder etwas passiert! Susan Sonntag schreibt: „Einen gerade eintretenden Tod festhalten und für alle Zeit festhalten - das können nur Kameras.“¹⁹ Wenn etwas passiert, wird es phänomenologisch. Wie etwa in Berlin zu sehen war als das Auto zur Waffe wurde: „Die Autoattacken lassen sich ohne großen Aufwand inszenieren... Am 14. Juli 2016 raste ein IS-Anhänger in Nizza mit einem Laster in die Menge, die den Nationalfeiertag beging, 86 Menschen starben. Auf einem Berliner Weihnachtsmarkt gab es im Dezember 2016 zwölf Tote, als der aus Tunesien stammende Attentäter das Muster wiederholte. Seitdem gab es in London, Stockholm und in Israel weitere Anschläge mit Fahrzeugen. Im amerikanischen Charlottesville kopierte am 12. August ein Rechtsradikaler solche Taten, als er mit dem Auto in eine Gruppe von Gegendemonstranten raste. Während des Kalten Krieges haben Geheimdienste, die einen Mord als Verkehrsunfall tarnen wollten, in Einzelfällen ihre Opfer überfahren.“²⁰

Der plötzliche Schrecken war schon ein Phänomen in der Griechischen Tragödie. Die rasende Medea tötet ihre Kinder, Agamemnon wird in seinem Palast von Klytämnestra und Ägisthos beim Baden mit Dolchstößen getötet. Nicht nur diese Szenen gelten heute als ästhetischer Ausdruck des Archaischen, die Reste der „Urzeit“ brechen brutal, grauenhaft und überraschend durch. Schon in der Antike durchbricht die Plötzlichkeit die Linearität des herrschenden Zeitbewusstseins. Die Plötzlichkeit überrumpelt die Vorstellung einer scheinbar gleichmäßig fließenden Zeit wie der lauernde Mörder sein ahnungsloses Opfer.

Die Gegenüberstellung von Schrecklichkeit und Normalität hat für unsere Psychohygiene und Vorstellungen von sozialer Ordnung eine enorme Bedeutung. Tross und Standke zeigen durch ihre phänomenologische Text-Bild-Konfrontation wie elementar es ist, sich gerade in Zeiten drohender Kriege und Terrorgefahr immer wieder zu vergegenwärtigen, wie wir uns Normalität, Realität, soziale Beziehungen, Gesellschaft und Staat vorstellen. Und was wir für

18 J.P. Sarte, Das Sein und das Nichts, Hamburg 2016, Seite 107

19 Susan Sonntag, Das Leiden anderer betrachten, Frankfurt/M 2005, Seite 71

20 Süddeutsche Zeitung vom 19./20.08.2017

diese Vorstellungen tun. Das fehlende „Ist“ zwischen den beiden Adverbien, das wir auf gewisse Weise je selber sind, verweist auf das Sein in Gestalt des Seienden zwischen Schrecklichkeit und Normalität. Und so muss der genannte gesunde Menschenverstand diese dichotomisch geprägte Differenz zwischen dem Schrecklichen und dem Normalen immer wieder herstellen. Und das wird dann immer schwieriger, wenn Terroranschläge als „normal“ angesehen werden und das „Ist“ weggebombt wird. Wenn zum Erscheinungsschrecken des Terrors die Erwartungsangst vor neuen Angriffen tritt und ganze Stadtteile in eine Hochsicherheitszone verwandelt werden. Was sie aber nie sein können – und noch ganz andere phänomenologische Fragen aufwirft.

Fazit: Phänomenologische Wesensschau

Das Sitzen am Feuer mitten in einer umwaldeten Dunkelheit voller Geräusche, die die Natur und die nachtaktiven Tiere erzeugen, kontrastiert das Dasein mit der Welt als Vorstellung: Das Feuer wirft flackerndes Licht auf unseren Platz und beleuchtet unsere Anwesenheit. Doch schon in nächster Entfernung, wo die Dunkelheit beginnt, ist man auf seine Vorstellung angewiesen. Ein schwarzer Vorhang scheint das uns Umgebende von unserer Feuerstelle zu trennen. Je ferner wir blicken, desto dunkler wird es. Aber der Mond, der sich hervor wagt, sorgt für Aufhellung und wirft etwas Licht auf die ontologische Szenerie. Bei dieser existenziellen Momentaufnahme ist das Bewusstsein anfällig dafür, nicht zwischen Anwesenheit und Abwesenheit unterscheiden zu können – aber es ist auf das Sein gerichtet, das Helligkeit oder Dunkelheit bzw. Anwesenheit oder Abwesenheit erst ermöglicht. Die unmittelbaren Vorgänge apperzeptiv zu erfassen ist nur möglich, weil wir ein Bewusstsein von diesen Vorgängen haben. Wenn wir also von einem Phänomen sagen, „dass es *ist*, wie es *erscheint*“²¹, dann werden wir daran erinnert, dass es eine Erscheinungsform des Seins ist. Eine Erscheinung ist also transzendiertes Sein. Und wir merken dabei vielleicht, wie existenziell unsere Existenz sein kann. Hier ließe sich an das Höhlengleichnis von Platon anknüpfen, denn die beschriebene Szenerie erinnert an die Höhlenbewohner, die Seiendes außerhalb der Höhle nur als Schatten an der Höhlenwand wahrnehmen, den das Feuer hinter ihnen an die Wand wirft. Sie sind an das Sein gefesselt und auf ihr Bewusstsein angewiesen. Was würde geschehen, wenn sie zur Befreiung schreiten würden?

Wer also phänomenologisch denkt, versteht bei der existenziellen Introspektion vielleicht besser, warum er auf dieser Welt ist und was er in ihr und von ihr will. Oder auch, was sie von ihm erwartet. Oder noch besser: Wo er die Welt herausfordern will. Ontos beste Bohne ist eine Art Gegenentwurf zum ‚Pudels Kern‘: Der Pudel, der sich während eines Spaziergangs zu Faust gesellt, erscheint im Studierzimmer als Mephisto – ein phänomenologischer Vorgang. Wer Vorstöße zum Grund des Existierens, der sich nur durch das Sein selbst zeigen kann, unternehmen möchte, trifft dabei auf sich selbst – nicht auf einen anderen (oder doch?). Er kommt vielleicht zu der unumstößlichen erkenntnishaften Frage: Was ist denn „das Beste“, das Wesentliche, meiner Existenz, wenn nicht ich selbst? Wir sind jeweils die beste Bohne! Könnte das nicht ein Prinzip sein, das für alle Existierenden auf dieser Welt gilt: Jeder und jede ist das Beste von dem, was er oder sie selbst ist. Es scheint für die Eine oder den Anderen eine Frage der Selbstausslegung und der subjektiven Sinnkonstruktion im Laufe seiner Existenz zu sein, also „Auslegung der Apperzeption von sich selbst auf seinem intentionalen Gang durch die Phänomene selbst.“²² Zu mehr wird es wohl für die meisten von uns

21 Vgl. Das Sein und das Nichts: Hamburg 2016, Seite 17

22 Michael Eldred, Husserls Krisis: Fragen an die transzendente Phänomenologie, Internet, Nov. 2017, Seite 9

auch nicht reichen: Wie viel Transzendenz von meinem Bewusstsein wird mir im Laufe meiner Existenz also bewusst?

Sartre hatte ja seinem Titel *Das Sein und und das Nichts* noch einen Untertitel hinzugefügt: *Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Bei meinem Text handelt es sich um Anhaltspunkte, die ich aus diesem umfangreichen Gebiet der Phänomenologie und Ontologie herausgegriffen habe. Es ist eher eine phänomenologische Jonglage der Deutungsperspektiven auf dem hermeneutischen Feld gesellschaftlicher Entwicklungen: Wir erklären uns gegenseitig die Welt, damit wir sie besser verstehen und lernen in ihr zu leben. Denn wir sind als Existierende unwiderruflich in sie verstrickt.

Oktober 2018